Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 23

Artikel: Von Solchen, die nicht mehr schweizerdeutsch können
Autor: Birnstiel, J.G.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672898

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 24.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von Solchen, die nicht mehr schweizerdeutsch können.*

Von J. G. Birnstiel.

Heut muß mir etwas heraus, lieber Freund, was mich schon lang im Halse gewürgt hat. Nimm mir's nicht übel, daß ich's nicht einfach heruntergeschluckt habe. Es ist auch nicht immer mit der ewigen Schluckerei getan, denn es gibt Dinge, die man nicht gut verdauen kann.

Stieg mir da kürzlich einer auf die Bude und stellte sich mir als junger Künstler vor. Wie er hieß, habe ich vergessen. Aber der Mann hatte einen, bald hätte ich gesagt, impertinent schweizerischen Namen. Ich weiß nicht mehr, hieß er Klöti oder Kägi, Hürni, Stierli oder so. Item! Ich hieß ihn sich setzen. Und nun denke man sich meine Verwunderung. Der Jüngling fing an zu reden und redete ein so geschniegeltes Hochdeutsch, wie ich's nicht zustande brächte und wenn man mir ein Jahr lang jeden Morgen drum Prügel gäbe. Er näselte ein wenig und sprach die simpelsten „s" als „ss" aus, was nicht einmal die waschächtesten Berliner für nötig finden. Er „sstand" in Arbeit der Firma soundso, und „ssprach" die Hoffnung aus, es möchte ihm gelingen, auf der Leiter des Erfolges noch höher empor zu „ssteigen" usw. usw.

Ein Schulkind, das statt des erwarteten Lehrers plötzlich einen Neger zur Tür hereinkommen sieht, kann nicht verdutzter dreingeschaut haben als ich. Der Herr Klöti, eventuell Kägi, Hürni oder Stierli erriet den Grund meiner Verblüfftheit, entschuldigte sich und sagte: „Sie müssen wissen, mein Herr, daß ich zwar ein Züribieter bin, aber daß ich seit sechs Monaten in Deutschland weile. München, Berlin, Hannover waren „Sstätten" meiner Bildung."

„Ach so", sagte ich, „und da haben Sie halt Ihre Muttersprache verlernt?"

„Nicht gerade verlernt", antwortete der junge Herr, „aber immer unter Deutschen, hab ich mir's eben nach und nach abgewöhnt! Jetzt kann ich sozusagen nimmer anders!"

Im Lauf einer längeren Unterredung stellte sich's dann heraus, daß der züribieterische Hochdeutsche mich bewegen wollte, ihn bei einem mir nahestehenden hohen Herrn zu empfehlen, worauf ich nicht umhin konnte, zu bemerken: „Junger Mann, ich hab mir's nach und nach abgewöhnt, für Schweizer einzutreten, die ihr Schweizerdeutsch mißachten. Tut mir leid, aber ich kann sozusagen nicht mehr anders!"

Das war nicht übermäßig christlich. Aber mein Freund, der Apotheker Gröbli in der Stadt B., ist vor vierzig Jahren noch um eine Nummer gröber dreingefahren. Stand er da eines Morgens im Hinterstübchen seiner Apotheke, als er einen aus Deutschland heimgekehrten ehemaligen Kulörbruder gigerlmäßig in den Verkaufsraum seines Geschäftes treten sah. Er hörte, daß der Ankömmling, von Geburt, Herkunft und Erziehung ein Schweizer, den ebenfalls echten eidgenössischen Gehilfen auf preußig ansprach: „Gu'n Mojin! Sa'n Sie mal, iß dä Herr Gröblie da?" Auf das hin schrie der Gröbli aus der Hinterstube heraus, so laut und derb er konnte: „I bi do! Aber wenn'd nümme schwizerdütsch chast, so gang zum T....!" Ob der also Abgekanzelte sich damals zäpfte, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß er später über seine Narrheit lachte und daß er sich jeweils in Erinnerung an jene Zeit einen vollendeten Esel nannte.

Der Mann hatte das Recht dazu, sich selber so zu nennen. Ich bin aber immerhin der Meinung, daß man nicht jeden Schweizer, der sein Schweizerdeutsch verlernt, einen Esel nennen dürfe. Anpassungsvermögen und -bedürfnis sind bei Einzelnen sehr verschieden. Mancher kann seine Muttersprache noch ganz perfekt, auch wenn er dreißig Jahre in Honolulu war und nie ein schweizerisches Bein in seiner Nähe hatte. Ein anderer nimmt, ohne es zu wollen, nicht nur Fremdsprachen, sondern auch Heimatdialekte mit erstaunlicher Raschheit an. Heute redet er appenzellerisch, weil er ein Appenzeller ist. Übers Jahr flucht er meineidig glarnerisch, denn er hat sich ins Glarnerland verzogen. Abermals nach Jahren verschlägt ihn das Schicksal. Er kommt in den Kanton Zürich, und da ist er imstande, bei guter Laune und in hochfestlicher Stimmung das klassische: „Gäl ä Räägel — weles Fäscht und weles Frässe!" so herzlich zu zitieren, als ob er in Sternenberg, Pfäffikon, Stäfa oder sonst der Enden geboren und sein Lebtag nur von der Zürisonne beschienen worden wäre. Zuletzt landet er in Basel. Und wenn ich ihn nach Jahr und Tag besuche und ihn frage, wie es ihm in der alten Rheinstadt gefalle, so wette ich, daß er mir schon auf dem Bahnhof entgegenspringt und freudigst ruft: „Jä jä jä! s'isch scheen. Z'Basel a mim Rhy, jo do mecht i sy!"

Was ich also sagen wollte: Gaben und Be-

* Aus dem kurzweiligen, sehr empfehlenswerten Bändchen: Letzte Ernte. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel.

dürfnisse der Menschen sind verschieden. Man braucht nicht jeden, der im Ausland sein Schweizerdeutsch behielt, für einen Engel, noch jeden, der es in der Fremde verlernte, für einen Lümmel anzusehen.

Doch nun komme ich zum großen Aber. Es gibt halt auch Schweizer, die von der eben beschriebenen Anpassungsfähigkeit nicht die Laus haben und doch schon nach einem halben Jahr Deutschland-Aufenthalt tun, als ob sie Berliner, Münchener oder sonst so etwas wären. Und die gehen mir auf die Nerven! Und wie! Sie haben keinen Hochschein von der Schönheit, Ehrwürdigkeit und Kraft ihrer Muttersprache. Ja sie schämen sich derselben. Wenn sie aber nur einmal ein paar Sätze irgendeines reichsdeutschen Jargons zusammenbabbeln können und wär's noch so fehlerhaft, dann schwimmen sie in Glückseligkeit. Freilich passiert es ihnen dann zuweilen, daß sie mitten in ihr Hochdeutsch einen malefiz alemannischen „Herdöpfel" werfen und die Zuhörenden nötigen zu sagen: „Ohoo! Mit dem Maul verschwatzt man sich."

Sie sind zum Beispiel imstande zu sagen, man müsse halt fürschi luegen, wenn man nicht hinderschi machen wolle. Oder sie lehnen eine Bitte ab, indem sie bemerken: „Ich gäbte Ihnen gärn, aber es mag's halt nümmen leiden!"

Mein tiefes Kompliment der schönen deutschen Sprache und allen Schweizern, die im Verkehr mit Ausländern, im Ratssaal, in Schule und Kirche, über Briefen und Büchern zeigen, daß sie sich in punkto Deutschreden und -verstehen nicht lumpen lassen! Man zürne mir aber nicht, wenn ich ein sehr krummes Maul mache über die Miteidgenossen, die daheim in der Stube oder am Wirtstisch, wo sie lauter zünftige „Eingeborene" um sich haben, schwäbeln oder preußeln, weil sie ein paar Monate oder Jährlein Dampfnudeln statt Knöpfli gegessen und Berliner Weißbier statt Thurgauer Äpfelsaft und Bendlikoner Rachenputzer getrunken haben.

Im ferneren möchte ich aber den Finger aufheben, nicht nur gegen den gänzlichen Abfall von unserem lieben Schwizerdütsch, sondern auch gegen eine Durchsetzung desselben mit allerlei fremden Brocken. Früher sagte man rund herum im Schweizerland, wenn man Gutes erfahren hatte: „I tanke!" oder auf Berndeutsch: „Dank heigisch!" oder, wenn's gar gut gemeint war: „Tusigmol Dank und Vergelt's Gott!"

Jetzt sagt bald jeder Burelalli: „Danke schön!" und der Bedankte antwortet gnädig: „Bitte schöön!" wobei er die Lippen spitzt, als ob er an einem Strohhalm Zuckerwasser saugen müßte. Hat einer etwas nicht verstanden, so fragt er nicht: „Was hest gseit?" O nein, jetzt fragt man im prächtigsten Schriftdeutsch: „Wie beliebt?" Und zwitschert, gleich einem Vogel, damit es noch fremdländischer klinge: „Wibelibt? wibelibt?"

Auch für die haarsträubendsten Narrheiten sind die Deutschschweizer oft zu haben. Vor etwa sieben Jahren wurde es Mode, daß der Mensch seiner Bewunderung oder Befremdung oder seinem Beifall Ausdruck gab mit den absolut nichtssagenden Worten: „Doch, doch!" Heute braucht jeder Löhl, wenn er nichts Gescheites zu bemerken weiß, die Redewendung: „Sowieso!" Und weil die Zahl derer, die nichts Gescheites wissen, ungeheuer ist, so läuft einem dieses verdammte „Sowieso!" auf allen Wegen und Stegen nach. Von Ausdrücken wie Servus, Tschau, Mahlzeit, Morjen, Merci usw. nicht zu reden.

Zum Schluß muß ich noch von einer ganz apartigen Dummheit reden. Weil sie namentlich auf dem Lande und bei Beamten vorkommt, so will ich sie das „sprachliche Gemeinderatsübel" nennen. Wer im Gemeinderat von Libigen oder Tüpfligen das Wort verlangt, der meint, er müsse schriftdeutsch reden und wenn er seine Sache auf Schweizerdeutsch zehnmal besser sagen könnte. Er läßt sich's nicht nehmen, „hauchdeutsch" zu parlieren und dieser Sprache einen unverschämt urchigen Dialektklang beizumengen, so daß man sich unwillkürlich fragen muß: „Ja, ums Himmels willen, warum spricht denn der Kerl nicht so, wie ihm's Maul gewachsen ist?" Er sagt zum Beispiel: „Herr Presidänt, mini Herrä! Wir müessä halt nicht aus den Augä lassä, daß mir auf großä Widerstand stoßä, wenn mir dem Volch mit neuä Steurä kommä wollä... Ich stelle den posamentiven Antrag, es sei in Sachä zuäzuwartä, bis man öppen merkt, was die Gmeind für Augä dazue machi! Ich habe gesprochä Tixi!"

Schau, so könnte ich noch vieles sagen. Es ist ein böses Kapitel, das von den Schweizern, die ihr Schweizerdeutsch sich hochmütig abgewöhnen oder die es auf alle Art verhunzen. Was soll ich weiter schimpfen? Die einen sagen lachend: „Doch doch!" Die andern unterstützen mich „Sowieso"! und blöcken doch sofort mit, sobald irgendein Schafskopf „bäh" macht und den Ton angibt zu irgendeiner Verschandelung unserer lieben Landessprache.

Da tun wir nicht mit! Bei Gott nicht! Wir bleiben bei unserem gesunden, ehrlichen, urgemüt-

lichen Dialekt. Jeder bei dem seinen. Und just die Wörter und Ausdrücke, die schon dem Großvater oder der Urgroßmutter geläufig waren, und die den urtrüglichen Erdgeruch, sei's von Basler-, Berner-, Zürcher-, Appenzeller-, Thurgauer-, Urner- oder Schwyzererde, an sich haben, die lassen wir am wenigsten fahren.

Überhaupt, ich schlage vor, daß die Schweizer, die rein aus Simpelei oder Nachäffungssucht, wegen geistigen Gigerltums oder sonst aus einem erzdummen Grunde ihr Schweizerdeutsch verleugnen — eine Luxussteuer zahlen. Und die heiratsfähigen Schweizermädchen möchte ich noch extra gewarnt haben: Gebt etwas auf echte Zöpfe, echte Zähne und — echte Schweizer!

Bhüet Gott, mein Lieber!

Dr Hirzevogt.

Dr Hirzevogt im Sammedchäppli,
Hed wider einist d' Stube da.
„Jetz, Musikante, zoge, zoge!
Fand, ejä, mid dr Musig a.

So, tschebrü, Agethli, chum dure!
Gah, nim äs Bürschtli dette z' Hand!
Ä Runde gid's, ä ganz ä Gstobne,
See, fahrid eine midenand!"

Frylüpfig machid s' uf im Schäfli,
Vier Mandli uf em Gygebank.
Ä Tanzschänk hend s', der chan eis gaigle;
Mi lacht si wäg em halbe chrank.

Äs macht em warm, är hed nu Hitze,
Gahd hämplisermlig umenand,
Stellt ds Anni, ds Nesi, ds Appelunni,
As Tanzschänkmaitli an 'ne Wand.

Är bödelid im nid're Stubli;
Am Täfel gamplid ds Hirzegweih
Und gumpid uf und tätscht a d'Tili,
Än and're chämt um d' Fust und d' Bei.

Der Gang, sä nid er nu ä Täller
Und raßlid über d' Länderchnöpf.
E, bokrement, jetz wott er Batze,
Läbt au nid bloß vo rote Chöpf.

Dr Hirzevogt isch suberledigs,
Tschübüi, hed für Sibe Gleich!
Prezys a mier, sä macht er Aigli,
Äs wien ä gladne Wätterlaich.

Gsehn ich dr Tanzschänk toppeliere
Und ghöür'ne juze eis drna,
De weisi nümme, was i mache,
Und bäte lyslig um 'ne Ma.

Otto Hellmut Lienert.

De Bart vom schöne Heinrich.

(Ostschweizer Mundart.)

Letzti bin-i- bi-m-ene Kunstmoler vom Rhintel im Atelier gsesse ond ha sini Photix vo Freske, wo-n-er gmacht hät, dureblättlet. Do chunt mer au eini i d'Finger, wo druf en Möllerchnecht ond en Wirt mit eme mächtige rote Bart fast bis an Buuchnabel abe z'gseh gsi isch. De Moler hät mer erchlärt, da Bild seig a dr obere Müli, ere alte Wirtschaft im Tobel hinder em Städtli. Sit dr alt Möller — de schö Heinrich, wie me-n-em nume gseit hät — gstorben-isch, laufed d'Stei nüme, ond 's Rad verkeit mit dr Zit vor Füüli. Ond denn hät de Chünstler mer d'Gschicht vom schöne Heinrich ond sim rote Bart verzellt:

Dä Bart isch nämlech offiziell gär nöd rot gsi, sondern choleschwarz, ond de schö Heinrich hät en gruusige Stolz uf en gha. Er isch aber au en Maa gsi, wie-n-er em lieb Gott nöd all Tag grootet, groß ond ufrecht wie-ne Tanne, ond ebe dä Bart hät em no de Boge gee. Me hät en öberal för en Pfarrer oder en Kantonsrot agluegt, wenn er i sim schwarze Gwand aste wichtig dethär gschuehnet isch. Er hät sie au gern as en große Herr ufgspielt. I dr Bahn isch er all öppe zu-m-ene amächelige Maitli aneghöcklet ond hät so rächt väterlech as anegschwätzt. Debi hät er sich nöd chönne satt luege ond nöd nöch gnueg zue rütsche zu so-m-ene herzige Chäfer. Au vom andre Sorgebrecher, em Wii, hät er nie chönne gnueg öberchoo. Wenn er ame 's Türggemehl, wo-n-er meistens för d'Buure gmahle hät, umebrocht hät, denn hät da gwöhnlech rechti Lottertüürli ge. Er hät's nöd möge verliide, a menger Beiz trochne verbii z'fahre, z'Mittag hät er öppe drü Mol gnoh ond z'Vieri no viel meh. Z'Obed hät sis Roß bis am Siebni gwartet, denn